

Veränderungsprozesse im Verhalten von SchülerInnen anregen.

Versuch einer Verknüpfung bildungssoziologischer Theorien mit den Erkenntnissen der Hirnforschung nach Gerald Hüther.

Zum Alltag in der Schule gehört dazu, dass Lehrpersonen **erzieherisch** tätig sein müssen, weil bestimmte SchülerInnen die Verhaltensanforderungen aus ihrem Unterricht nicht erfüllen. Dieses Referat soll nicht Fragen der Klassenführung behandeln, wie sie im Praktikum 2 im Zentrum standen. Hier geht es mehr um den Umgang mit Einzelnen. Natürlich ist dahinter klar, dass eine Kette so stark ist wie ihr schwächstes Glied oder dass ein Unterricht notwendig auch die schwachen Schüler einbeziehen muss, um qualitativ hochwertige Lernprozesse zu ermöglichen. Sie alle wissen, dass leistungsschwache SchülerInnen sich allzu oft dadurch auszeichnen, wie sie den Unterricht stören. Diese Störungen verlangen erzieherische Interventionen. Wer dagegen sagt, als Lehrperson bin ich nur für die Vermittlung von Wissen angestellt und die Erziehung ist alleinige Aufgabe des Elternhauses, sollte sich einen anderen Job suchen. Diejenigen Lehrpersonen, die das sagen, werden vom Alltag in der Schule nur frustriert werden. Ich behaupte dagegen, dass erfolgreiche Erziehungsprozesse den Lehrpersonen Erfolgserlebnisse verschaffen. Dies immer dann, wenn SchülerInnen danach motiviert mitarbeiten. Erziehung in der Schule ist immer auch Erziehung zu einer Lernhaltung. Ich will im Folgenden neben einer Analyse der Zustände in der Schule Ergebnisse aus der Hirnforschung anführen, die für ihren Unterricht notwendig sind.

Sie alle wissen, wie wichtig **Bewegung** zur Aktivierung ihrer Organe ist. Wer sich nicht bewegt, wird irgendwann steif. Ist ihnen auch bewusst, dass die Bewegung des Körpers zugleich automatisch das Gehirn aktiviert und Synapsen zwischen Gehirnzellen herstellt. Bewegter Unterricht sollte Teil ihres Alltags werden. Denn Gehirne von Kindern können einschlafen, wenn sie nicht bewegt werden. Bewegung ganz allgemein aktiviert das Gehirn, führt ihm frischen Sauerstoff zu und macht arbeitsfähig. Die traditionelle Schule hat dagegen die Sauerstoffzufuhr der Gehirne reduziert, indem Still-Sitzen zu ihrer Hauptaktivität wurde.

Wenn sie nicht wollen, dass die Gehirne der Kinder in ihrem Unterricht einschlafen, so geben sie ihnen Raum zur geistigen aber auch zur körperlichen Bewegung. Irgendwie ist es ja pervers: Kinder, die einen naturgemäss starken Bewegungsdrang haben, werden in Bänke eingepfercht und können sehen, wie sie mit dieser unnatürlichen Zwangshaltung Lektion für Lektion fertig werden.

Diese Aussage erscheint vielleicht zuerst als Gemeinplatz. Ich möchte aber damit deutlich machen, dass körperlich gesunde Kinder in der Primarstufe sich bewegen wollen und bewegen müssen. So sind manche Störungen im Unterricht Ausdruck davon, dass gesunde Kinder in einer ungesunden Haltung zu lange aushalten müssen. Die Neurodidaktik lehrt ganz explizit: Wenn die Aufmerksamkeit in ihrem Unterricht nachlässt, dann müssen sie den Kindern Bewegungsmöglichkeiten

verschaffen. Das Gehirn braucht Sauerstoff zum kreativen Arbeiten und es braucht Synapsen zwischen verschiedenen Hirnregionen, damit Lernprozesse entstehen.

Weiter werden ihnen in ihrem Unterricht immer wieder SchülerInnen begegnen, die ihre Aufträge nicht erfüllen, die aber mit einem enormen Potential ihren Unterricht **stören**. Zum Teil reden sie hinein, ohne die Hand zu heben, zum Teil laufen sie herum oder sie unterhalten sich mit anderen anstatt zuzuhören. Auf jeden Fall sind die Aktivitäten dieser SchülerInnen nicht auf die Teilnahme an ihrem Unterricht bezogen. Sie sind dann gefordert zu intervenieren. Ihre Intervention kann nur gelingen, wenn ihnen klar ist, weshalb diese SchülerInnen so agieren. Wollen sie wirklich nur den Unterricht stören oder geht es vielleicht um etwas anderes? Ich behaupte, und das ist zum Verständnis ihrer Interventionsmöglichkeiten notwendig, dass alle Menschen ein Verhalten entwickeln, dass in ihrer Umwelt zu vernünftigen Interaktionen führt. Ich behaupte weiter, dass diese Kinder ausgeprägt nach Anerkennung suchen oder mit anderen Worten: diese Kinder wollen gesehen werden, wie alle Menschen. Und wenn sie stören müssen, damit sie Aufmerksamkeit bekommen, so werden sie stören. Denn das ist für sie ein vernünftiges Verhalten. Dieser Sachverhalt lässt sich nur vor folgendem Hintergrund verstehen: Wenn im Elternhaushalt dieser Kinder viele Probleme zu bewältigen sind, dann sind die Eltern froh, wenn die Kinder ruhig sind. Eine ganze Industrie mit Kinderfilmen und Computerspielen profitiert davon. Doch kein Bildschirm gibt einem Kind die Anerkennung, die es für sein Identitätsgefühl braucht. In einem Haushalt, in dem Kinder ruhig sein müssen, weil die Eltern mit ihren Problemen überlastet sind, dort wird das Kind lernen, gezielt zu stören, damit man es wahrnimmt. Denn für das Gehirn ist es erst mal egal, ob es positive oder negative Zuwendung erfährt. Menschliche Gehirne brauchen Zuwendung und Anerkennung, um sich entfalten zu können. Für manche SchülerInnen ist es also vollkommen vernünftig zu stören. Denn nur so erhalten sie die notwendige Zuwendung und Anerkennung, ohne die Menschen nicht leben können. Und wenn diese Anerkennung mit negativen Emotionen verbunden ist, so werden sie beim Gegenüber diese negativen Emotionen anregen.

In dem Moment, wo ihre Aufmerksamkeit darauf ausgerichtet ist, festzustellen, wann dieses Kind wieder stört, dann sind sie Teil seines Systems und bestätigen die Vernünftigkeit seines Verhaltens. Hier gibt es nur eine einzige Möglichkeit: Sie müssen diesen Kindern die für jeden Menschen notwendige Aufmerksamkeit geben, indem sie positives Verhalten wahrnehmen und durch Anerkennung verstärken und ihm Chancen einräumen, Bestätigungen für gewünschtes Verhalten von ihnen und von den anderen SchülerInnen in der Klasse zu bekommen. Damit können sie ihre Autorität beweisen.

In der traditionellen, behavioristisch ausgelegten Pädagogik bewies die Lehrperson dagegen ihre Autorität, indem sie Kindern permanent bestimmte Verhaltensweisen verboten hat. Die Lehrperson stand dann nicht als motivierende Anleiterin von Lernprozessen vor der Klasse, sondern als Polizist und Staatsanwalt und Richter. Das Gefängnis der Schule war das Stehen in der Ecke oder vor der Tür der Ausschluss aus der Gemeinschaft der Lernenden. Betont wurde immer, was die

SchülerInnen nicht machen dürfen. Heute wissen wir von der Neuropsychologie her, dass Kritik nicht automatisch zu Veränderungen von gelerntem Verhalten führt. Sondern der Hinweis, was nicht gemacht werden soll, verstärkt oft genau dieses Verhalten. Spätestens wenn sie später in ihrem Unterricht mehrmals den gleichen Hinweis an SchülerInnen richten, was sie jetzt nicht mehr machen dürfen, spätestens dann muss ihnen klar werden, dass sie damit ja nur zu diesem Verhalten auffordern. Ich bitte sie darum, sich die einfache Regel nach der themenzentrierten Intervention von Ruth Cohn zu merken: wenn ihre Interventionen nicht zu Verhaltensveränderungen führen, dann helfen nicht mehr und mehr von den gleichen Interventionen. Sondern sie als Autorität müssen dann andere Interventionen finden, die erfolgreich sind.

Die heutige Pädagogik hat scheinbar von der Neuropsychologie gelernt. Das einfache Beispiel aus der Hirnforschung: Wenn ich sage, denkt nicht an einen roten Elefanten, dann denken alle an einen roten Elefanten. Wenn ich dagegen positiv sage, was ich erwarte, dann gebe ich Orientierung. Für sie ist wichtig, dass sie ihren SchülerInnen positive Orientierungen geben, die sich durch etwas wichtiges auszeichnen: Die betroffenen SchülerInnen müssen in der Lage sein, sie umzusetzen. Also müssen sie wissen, was die SchülerInnen können und an dieses Können appellieren. Die ständigen Verbote tragen im besten Fall dazu bei, dass die betroffenen SchülerInnen nur überlegen, wann die Gelegenheit günstig ist, um das verbotene Verhalten wieder auszuführen.

Hierbei geht es darum, dass die Verbote im Hypocampus immer mit negativen Emotionen verbunden sind. Manfred Spitzer sagt: Alles was ich mit Angst lerne, werde ich wieder vergessen.

Mit ihren Verboten geben sie immer **negative Deutungen** von Verhalten. Das heisst, sie setzen ihre SchülerInnen negativen Deutungen aus.

Wir alle wissen, wie viele Bedeutungen wir mit uns herum schleppen, die wir von anderen übernommen haben und wie weit wir mit äusseren Zeichen darauf achten, dass uns bestimmte Bedeutungen zugeschrieben werden.

So ist unser Leben und die Sozialisation davon bestimmt, wie weit wir die Deutungen, die andere uns anhängen wollten, übernommen oder abgelehnt haben. **Schwache Persönlichkeiten können sich dabei schwerer gegen Deutungen wehren.**

Im Folgenden spreche ich über Tatbestände, die wir alle an uns selbst beobachten können.

Im Prozess der Sozialisation findet statt, dass wir unsere **Erfahrungen** mit **kognitiven Wissen** speichern. Und dieses Wissen hat aber immer auch eine Fundierung in **Emotionen**, die mit den Erfahrungen verbunden waren.

Es gibt keine wirkliche Erfahrung ohne begleitende Gefühle. Wir verinnerlichen Erfahrungen mit Kognitionen und Emotionen. Unser eigenes Verhalten ist also geprägt über Wissen und das dabei begleitende Gefühl, das wir verinnerlicht haben. Denn Erfahrungen gehen unter die Haut, sie werden immer irgendwie auch gefühlt.

Wer **gleiche Erfahrungen** immer wieder macht, oder gleichen Stigmatisierungen immer wieder ausgesetzt ist, entwickelt dabei ein **immer dickeres Netzwerk** in seinem Gehirn, das diese Erfahrungen mit Gefühlen und Wissen darüber verknüpft. Und diese **Netzwerke bestimmen, wie wir handeln**. Denn wir können diesem **Speicher** in unserem Gehirn nicht einfach enttrinnen.

Auch wenn wir das gerne täten, wir können unsere Handlungen nicht einfach so verändern. Eigene **Appelle**, was wir machen sollten, **Belehrungen durch andere**, **Aufklärung** über das richtige Handeln **bewirken Nichts** oder wenig. Wir haben uns schon oft vieles vorgenommen, was wir nicht umsetzen konnten.

Die Erklärung dafür ist einfach und liegt in unserem Gehirn: Jedes **Handeln** von uns ist mit **Wissen und Gefühlen** verknüpft. Wenn wir nur das Wissen verändern und die Gefühle nicht, wissen wir zwar Bescheid. Aber wir können unser Verhalten **nicht** verändern. Denn dieses ist wesentlich durch Gefühle geprägt. Wenn das kognitive Netzwerk verändert werden soll, ohne das emotionale Netzwerk zu verändern, so passiert im Handeln gar nichts.

Nur kognitiv können wir gelerntes und mit Emotionen verknüpft Verhalten nicht verändern. Mit Küssen und Umarmen aber auch nicht. Sonst würden alle Verliebten vielleicht ein vollkommen sozial erwünschtes Verhalten entwickeln.

Wir verstehen jetzt, warum auch wir selbst so viele positive **Vorsätze nicht umsetzen** können und konnten. Wir wollen eine **Haltung** ändern. Diese spiegelt aber auch alle **ungünstigen Erfahrungen**, die wir in unserem Leben gemacht haben mit allen Gefühlen dabei. Um jemanden verändern wollen, müssen wir ihm helfen, seine ungünstigen Erfahrungen abzuschütteln. Wie funktioniert das: Nur durch **neue und günstige Erfahrungen, die dann im Gehirn gespeichert werden**.

Ausgangspunkt für günstige Erfahrungen kann aber niemals sein, dass wir SchülerInnen zu ihrem Glück zwingen wollen.

Mit Zwang lässt sich keine wirkliche Veränderung eines Verhaltens erreichen. **Zwang** schafft im besten Fall, dass die SchülerIn ihr emotional und kognitiv gerechtfertigtes Verhalten vor bestimmten Lehrpersonen nicht mehr zeigt oder zu unterdrücken versucht. Unterdrückung funktioniert aber nicht als Grundlage für wirkliche Veränderung.

Was bleibt, wenn wir niemanden zu seinem Glück zwingen können. Da hat die Hirnforschung Ergebnisse gebracht. Wir müssen Menschen zu Veränderungen: **EINLADEN, ERMUTIGEN, INSPIRIEREN**

Einladen:

Um jemanden einladen zu können, müssen wir ihn mögen. Wir müssen also mit unserer Professionalität **Kompetenzen** dieser SchülerIn sehen, die wir mögen, **sympathische Anteile** der SchülerIn, die uns gut tun.

Oder wollen wir uns von jemandem einladen lassen und Zeit mit einer Person verbringen, die uns nicht leiden mag? Wollen wir vor allen Dingen etwas machen, was eine derartige Person von uns verlangt?

Wir können nur einen Anteil in einer anderen SchülerIn zu einer Veränderung einladen, den wir mögen.

Jetzt wird es noch schwieriger: Wir sollen der SchülerIn helfen, ein **Verhalten** aufzugeben, das sie im Laufe der Sozialisation als vernünftig **verinnerlicht** hat. Ein Verhalten das wohlbegründet ist in den **erlebten Erfahrungen, also in Wissen und Gefühl**. Und um ihr dabei zu helfen, müssen wir ihr Mut machen, dass diese SchülerIn die **Fähigkeit** hat, aus ihrer bestimmten Situation wieder heraus zu finden. Wir müssen ihr also Mut machen, etwas Neues zu probieren, in eine unsichere Zukunft einzusteigen. Und ohne Einladung kann das nie funktionieren. Denn diese SchülerIn muss sich ja von Gewohnheiten und damit Haltungen trennen, die emotional und kognitiv Sicherheiten gewähren. Aber zur gut gemeinten Einladung braucht es die **Fähigkeit, Mut zur Veränderung** zu machen. Es muss **Vertrauen auf die Fähigkeiten** geschaffen werden, die diese SchülerInnen sich erst mal nicht selber zutrauen.

Ermutigen:

Wenn wir uns das bei uns selber klar machen wollen: Vieles, was wir verändern sollten, schaffen wir nicht, weil wir nicht mit Blick auf unsere Kompetenzen dazu eingeladen werden und weil uns niemand Mut macht, dass diese Veränderung uns wirklich hilft.

Denn in unserem **Gehirn** sind diejenigen **neuronalen Muster** tief eingepägt, die wir **täglich einüben** und wiederholen. Und das, was wir schon lange täglich machen und wiederholen, gibt uns die **Sicherheit unserer Persönlichkeit**. So sind wir und so erfüllen wir die **Erwartungen an uns**. (Positiv oder Negativ, das ist für das Hirn egal) Und jetzt kommt etwas aus der Hirnforschung, dem wir vielleicht erst mal widersprechen wollen: Das Hirn wird so, wie wir es benutzen, das ist verständlich. Aber noch wichtiger ist; das **Hirn ist und wird so, wie wir es mit Begeisterung benutzen**.

Immer wenn wir uns über etwas **freuen**, werden **Botenstoffe** (Endorphine, Rezeptoren, neuroplastische Botenstoffe in Form von Eiweiss) ausgeschüttet, die dazu beitragen, dass die bestehenden **Netzwerke im Gehirn gefestigt** werden und zum Teil helfen sie dabei, dass **neue Verknüpfungen** im Gehirn entstehen. Immer wenn wir uns begeistern für etwas, dann wird im Kopf ein **Dünger** ausgeschüttet, der die begleitende Verbindung der Hirnzellen fest macht in **Form von neuen Netzwerken**. Je mehr wir mit Giesskannen diese Netzwerke düngen, desto eher werden die damit einhergehenden Verknüpfungen von Kognition und Emotion zu Bestandteilen unserer neuen Handlungen.

Aber ohne dieses Düngen des Gehirns mit Formen der subjektiven **Begeisterung** werden wir keine neuen Verknüpfungen herstellen.

Wenn wir in der Schule mit Begeisterung einladen, erreichen wir Veränderungen. Es braucht also **Einladung, Mut und Begeisterung**, damit neue Verhalten verinnerlicht werden.

Inspirieren:

Der Hintergrund für die **Angst vor neuen Verhaltensweisen** ist, dass wir falsche Erfahrungen gemacht und verinnerlicht haben. Das **Gehirn** wehrt sich dann mit allen gespeicherten Emotionen gegen neue und andere Erfahrungen. Es hat Angst, dass diese noch schlimmer werden könnten. **Es reagiert auf die neuen Anforderungen**

mit dem alten und eingeübten Verhalten. Also mit Ablehnung, weil es schon genügend verletzt wurde.

Uns muss deshalb klar sein, dass wir andere **zur Begeisterung inspirieren** müssen, wenn wir Verhaltensveränderungen von ihnen verlangen. Und seien dies auch nur ganz kleine Veränderungen. Wir schaffen dabei keinen Ersatz für vorherige Handlungen, auch **keine Ersatzbefriedigung** wie passiven Konsum. Sondern wir schaffen **Befriedigung durch die neue Erfahrung von einer Kompetenz**, die in uns geschlummert hat.

Wenn wir aber SchülerInnen verändern wollen, und das müsste jetzt schon klar sein, dann brauchen wir dazu ein Klima, ein **Beziehungsklima**. In dieser Beziehung, die wir professionell aufbauen, geben wir anderen das Gefühl, dazu zu gehören, wir vermitteln ihnen den Glauben daran, dass sie ihre eigenen Entfaltungsmöglichkeiten entdecken und ausleben können.

Dazu braucht es eine **Gemeinschaft**. Nur eine Gemeinschaft kann neue Verhaltensweisen so spiegeln, dass sie für den Einzelnen als sinnvoll erkannt werden. (Hier ist an Stigma zurück zu denken. Denn es gibt auch positive Zeichen und Bedeutungen, die erkannt und gespiegelt werden müssen.)

Diese Gemeinschaft braucht einen **Teamgeist**. Mit diesem Teamgeist in der Schule und in der Klasse wird bestimmt, wie jede Lehrperson sich fühlt, wie wichtig sie für die Schule ist, worum sie sich kümmert, wofür sie sich begeistert, was sie denkt, wie sie handelt, wie sie sich um sich selbst und um andere kümmert. Es reicht nicht, sich nur um andere zu kümmern. Der Teamgeist muss Lehrpersonen und SchülerInnen erfassen. Das ist das ganze Geheimnis guter Reformschulen.

Der Teamgeist muss den SchülerInnen das Gefühl geben, dass sie in der Schule **willkommen** sind. Und zwar willkommen, so wie sie sind, **ohne die vorrangige Forderung nach Veränderung**. Dass sich alle Lehrpersonen anstrengen, damit es den SchülerInnen gut geht. Nicht dass sie sich anstrengen, damit die SchülerInnen nur das machen, was die Mitarbeitenden wollen. Da fehlt dann jede Begeisterung für die SchülerInnen.

Diesen **guten Geist**, der von einladen, ermutigen und mit Begeisterung inspirieren geprägt ist, den muss man **ernähren**. Den muss man düngen.

Für **Dynamik** braucht es **lebende, sich entwickelnde und verändernde Schulen**, die vom Teamgeist und damit von einer guten Beziehung zueinander geprägt sind, vom **Glauben an die Fähigkeiten der anderen, das Beste aus sich heraus zu holen und ihnen Zeit dafür zu geben**. Es braucht aber auch die Bereitschaft, die Inspiration zu Neuem zu zulassen und diese Neuerungen mit Begeisterung zu füllen. Gerald Hüther:

Mit Freude lernen - ein Leben lang. Weshalb wir ein neues Verständnis vom Lernen brauchen (2016) / Die Macht der inneren Bilder (2014) / Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn (2013)

Manfred Spitzer:

Wie wir denken und lernen (2020) / Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens (2009)